



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit naheten Jesus Pharisäer und Sündler, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sündler an und ist mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?“ — „Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sündler der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Ober welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und lehrte das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, soge ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sündler, welcher Buße thut.“

Die Kirche Jesu Christi.

II.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sich selbst für gerecht halten, murren da über die Barmherzigkeit des guten Hirten, die Er gegen die irrenden Schäflein zeigt. Diese „Gerechten“ waren eben blind; sonst hätten sie erkennen müssen, daß Jesus der gute Hirt sei, der Seine himmlische Herde verlassen hatte, um dem in die Irre gegangenen Menschengeschlechte nachzugehen. Darum nahm Er unsere armselige menschliche Natur an; darum predigte Er, mahnte und warnte in geduldiger Liebe; ob die Irrenden nicht hören, ob die harten Herzen nicht erweicht und gerührt würden.

Allein, lieber Leser, das war dem Herrn nicht genug: Er sendet Boten an Seiner Statt in alle Teile der Welt, um zu predigen, zu mahnen, zu warnen, zu verheissen, — ob die Menschentinder nicht zur Besinnung kommen und sich dem guten Hirten zuwenden wollen. Und siehe! Seine Boten predigen, mahnen und bilten an Seiner Statt bis auf den heutigen Tag: es ist Seine Kirche! Ist die Kirche Jesu also notwendig? Ich antworte: So notwendig der Menschheit die Erlösung durch Jesus Christus ist, so notwendig ist ihr die vom Erlöser gestiftete Kirche. Dieser Satz wäre also zu beweisen, und ich will es in möglichst einfacher Form versuchen.

Die hl. Schrift lehrt uns, daß der ewige Sohn Gottes durch Annahme der menschlichen Natur sichtbar in die Welt eingetreten, daß Er im Laufe Seiner (irdischen) Lebensjahre, vor allem durch Sein Leiden und Sterben,

das große Werk der Erlösung gewirkt, daß Er endlich von den Toten wieder auferstanden und in den Himmel aufgeföhren sei. Dadurch war das Werk der Erlösung zu Stande gebracht, wie der Herr Selbst vor Seinem Hin-scheiden am Kreuze ausgerufen hat: „Es ist vollbracht!“

Allein, lieber Leser, es war doch nicht in der Weise vollbracht, daß der Sohn Gottes als Erlöser von da an Seine erlösende Thätigkeit eingestellt hätte! denn war auch das Erlösungswerk an sich vollbracht, so war doch an den Menschen die Wirkung der Erlösung noch nicht eingetreten: sie waren noch nicht belehrt in ihrer Unwissenheit über Gott und ihr Seelenheil, noch nicht losgemacht von ihren Sünden und Verschuldungen, noch nicht erfüllt mit der heiligmachenden Gnade Gottes, noch nicht teilhaftig der ewigen Seligkeit. Ja, diese Wirkungen der Erlösung waren noch nicht einmal an allen denen eingetreten, die unter dem Kreuze des Erlösers standen, — also noch viel weniger an denen, die erst allmählich im Laufe der Jahrhunderte in die Welt eintreten sollten.

Ein Bild wird dem Leser klar machen, was ich damit sagen will: In den Jahren 1877 und 1878 lasen wir fortgesetzt in den Zeitungen, daß in manchen fernen Ländern — namentlich in Ostindien und in China — eine so schreckliche Hungernot herrschte, daß die Einwohner nicht nach Tausenden, sondern nach vielen Millionen Hungers starben. Hätte nun irgend ein Menschenfreund einen Ueber-fluß von Lebensmitteln ins Land geschafft und etwa in einer Hafenstadt niedergelegt mit der Bestimmung, daß an Jedermann

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Juni. Dritter Sonntag nach Pfingsten. Medardus, Bischof. Evangelium nach dem h. Lukas 15, 1-10. Epistel: 1. Petrus 5, 6-11.
- St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion der Gymnasialisten. Nachm. 3 Uhr Predigt mit Andacht. Ursulinenklosterkirche: 13 stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 1 Uhr Betstunde für die Verstorbenen, 3 Uhr Betstunde für den Marienverein, 6 Uhr Komplet und Schluß.
- Montag, 9. Juni. Primus, Martyrer.
- Dienstag, 10. Juni. Maurinus, Martyrer.
- Mittwoch, 11. Juni. Barnabas, Apostel.
- Donnerstag, 12. Juni. Basilides, Martyrer.
- Freitag, 13. Juni. Antonius von Padua. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Sonntag, 14. Juni. Basilius, Bischof u. Kirchenlehrer.

Sinnsprüche.

Echtes ehren,  
 Schlechtes wehren,  
 Schweres üben,  
 Schönes lieben!

\* \* \*  
 Fasten lähmt dich,  
 Fasten grämt dich,  
 Fleisch ernährt dich,  
 Schweiß aber ehrt dich.

davon verteilt werden solle, soviel er nur brauche, so hätte man in Wahrheit sagen können: dieser edle Wohlthäter hat das ganze Land vom Hungerstode erlöst! Und dies ist das Bild dessen, was der göttliche Erlöser während Seines irdischen Wandels und durch Seinen Opfertod am Kreuze gethan hat. — Indes ist es klar, daß durch die Hinführung der Lebensmittel noch bei keinem einzigen Menschen der Hunger in Wirklichkeit gestillt ist; dies geschieht selbstredend erst dann, wenn man den Einwohnern des Landes zunächst bekannt macht, daß Lebensmittel vorhanden sind, wenn man sie zur Abnahme derselben einladet, sie ihnen zuteilt, und wenn dieses alles so lang fortgesetzt wird, als es noch Bedürftige und Hungerige giebt. Und diese Veranstaltungen, um jedem Einzelnen die Nahrung zuzuteilen, — sie sind, lieber Leser, das Bild dessen, was Christus der Herr zur Vollendung des Erlösungswerkes bis ans Ende der Welt zu thun fortführt: dies thut Er aber nicht mehr allein, (wie Er wohl allein für uns gelitten hat und gestorben ist,) sondern Er vollbringt es äußerlich an jedem einzelnen Christen durch Seine Stellvertreter, die Vorsteher der Kirche, Papst und Bischöfe, — und bringt dadurch innerlich die erlösende Wirkung hervor.

So zahlreich nun aber die Bischöfe sein mögen, ihre Zahl würde doch bei weitem nicht ausreichend sein, daß sie den Weisungen und Anordnungen Jesu bezüglich der „Vollendung des Erlösungswerkes“ gerecht werden könnten. — Ei, (wird der eine und andere denken) dann könnte ja das Oberhaupt der ganzen Kirche die Zahl der Bischöfe je nach Bedürfnis vermehren. Allein so einfach dieser Ausweg scheint, so beschwerend und hemmend würde es namentlich für die Leitung und Regierung der ganzen Kirche sein, wenn zwischen dem Bischof und den Gläubigen nicht das Priestertum als Mittelglied bestünde. \*) Darum erwählte der Herr neben den zwölf Aposteln schon zweiundsechzig Jünger, denen Er den Auftrag erteilte, in den verschiedenen Ortschaften zu lehren und die Einwohner auf Seine Ankunft vorzubereiten.

Es ist freilich im Laufe der Jahrhunderte wiederholt versucht worden, aus den herrlichen Lehren, die Jesus speziell den Jüngern erteilte, den Beweis herzuleiten, daß die einfachen Priester oder Seelsorger mit den Bischöfen auf gleicher Stufe ständen. Das ist jedoch ein offenkundiger Irrtum. Jesus behandelt die Jünger ganz anders, als die Apostel; ihnen legt Er nicht die Hände auf, haucht sie nicht an, sondern überläßt den Aposteln, dies selbst zu thun, damit den Jüngern ihr Abhängigkeitsverhältnis lebendig vor Augen geführt werde; um ihnen zu zeigen, daß sie den einfachen Gläubigen gegenüber zwar Schafe, den Bischöfen gegenüber indes nur Lämmer seien.

Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß die priesterliche Gewalt ebensowenig vom Bischof, als die bischöfliche Gewalt vom Papste stammt, sondern daß auch sie unmittelbar von Christus Selbst herrührt, obwohl sie nur in Abhängigkeit vom Bischof ausgeübt werden darf.

Wie Papsttum und Episcopat, also ist auch das Priestertum vom Herrn Selbst eingesetzt und gleich ihnen ewig und unzerstörbar. Dem Irrelehrer Aëtius (4. Jahrh.) hielt man daher die einstimmige Ansicht der Kirchenväter entgegen, die in den Bischöfen die Nachfolger der Apostel und die Nachfolger der Jünger in den Priestern erkennen. „Was aber — sagt der hl. Augustinus — von der gesamten Kirche beobachtet wird und nicht durch Concilien eingeführt ist, dennoch aber immer festgehalten

wurde, kann nur von der Autorität der Apostel (d. i. von Jesus Selbst) herkommen“ (de Bapt. IV, 25).

So hat der Herr Seiner Kirche in den drei Stufen der Hierarchie: Papsttum, Episcopat und Priestertum, eine Verfassung verliehen, die durch ihr vollkommenes Ineinandergreifen jene großartige, von den Gegnern nie begriffene Einheit der wahren Kirche Jesu bedingt.

S.

### Die Kunst zu reisen.

Von Dr. Th. Höveln.

„Welche Lust gewährt das Reisen“, so singt der Volksmund. „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schießt er in die weite Welt,“ so singt der Dichter Eichendorff. Und beide haben Recht, das Volk wie der Dichter, eine echte Reise Stimmung muß man haben, das heißt eine Festtagsstimmung, wenn man Freude vom Reisen haben will. Das Reisen an sich thut es nicht, nein, das Reisen will gelernt sein, denn das Reisen ist eine Kunst. Man kann mit viel Geld im Beutel, im Abteil erster Klasse oder in der bequemsten Equipage Italien, Spanien oder sonst ein schönes Land durchfahren, ohne Freude oder Nutzen davon zu haben, während der arme Dorfschullehrer oder der kleine Beamte alle Schönheiten auf seiner Fußtour mit Verständnis und höchster Freude genießt. Das liegt im Gemüt, das ist Temperamentssache. Wer auf Reisen seinen Gleichmut, seine Festtagsstimmung, seinen Humor verliert, der wird niemals den reinen, den vollen Genuß am Reisen haben. Da muß man sich selbst erziehen, da muß man sich über kleine Unbequemlichkeiten hinwegsetzen, da muß man jedes Schöne mit doppeltem Behagen genießen, alles Unangenehme abwehren, jedes Angenehme in sich aufnehmen. Wir Deutsche sind ein Reisevolk, wir verstehen es von Natur aus, eine Reise mit Annehmlichkeit und Nutzen zu vollenden. Diese Lust zum Wandern, dieses Talent zum Reisen ist ein wichtiger Faktor in sozialhygienischer Hinsicht, ein Faktor, der noch nicht genug gewürdigt wird. Je weitere Kreise in die Lage versetzt werden, jährlich für einige Wochen ihr Heim, die gewohnte Alltäglichkeit zu verlassen, sich heiter dem Genuße der göttlichen Natur zu widmen, desto tiefer geht die Stärkung des Gesamtorganismus, die Zufriedenheit der Seele. So wäre das Reisen ein gewaltiger Faktor zur Hebung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens des Volkes. Die Regierung hat es auch schon eingesehen. Früher konnte ein kleiner Beamter nur auf Reise-Urlaub rechnen, wenn er ein ärztliches Attest beibrachte. Heute ist bei der Post, beim Telegraphen- und Fernsprechnetz die Einrichtung getroffen, daß jeder Briefträger, jede Telegraphistin oder Telephonistin zwei bis drei Wochen Reise-Urlaub erhalten kann, ohne daß der Dienst darunter leidet.

Wenn man auch ein geborener Reisender ist, wenn uns auch das Talent zum Reisen im Blute liegt, so spielt doch die Erfahrung stets dabei eine sehr große Rolle. Vom Augenblicke der Abreise an bis zu dem der Heimkehr sind dem Reisenden eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, wenn nicht gar Schlingen gestellt, die nur die Erfahrung leicht und ohne Aerger lösen oder vermeiden kann. Die Beforgung von Gepäck, Fahrkarten, das Feststellen und Studieren der Anschlüsse, die Sorge um gute Unterkunft und Verpflegung, das alles sind Angelegenheiten, die Jeder mann aus eigener Erfahrung lernen muß. Doch giebt es einen Hauptpunkt, in dem man die Erfahrungen Anderer sich zu nutze machen kann, das ist der Reiseplan. Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Reisende auf ihren Touren zu viel sehen wollen. Sie machen sich einen Plan, in welchem jede Stunde, jeder Tag besetzt ist. Das ist ganz verkehrt. So mag ein Mann handeln, der eine wissen-

schaftliche Reise unternimmt, aber nicht ein Reisender, dem Erholung und Ergötzen die Hauptziele seiner Reise sind. Was hat man denn auch davon, wenn man die Schweiz oder Italien im Fluge durchzieht? Man nehme lieber an einem bestimmten Orte festen Aufenthalt und mache von dort aus seine Ausflüge, mehr oder weniger weit, je nach Zeit und Geld. Verfährt man so, dann spart man viel Zeit und Geld. Bei längerem Aufenthalte an einem Orte zahle man seine Besuche alle zwei bis drei Tage, oder lasse sich wenigstens die Rechnung geben, dann ist ein Irrtum leichter ausgeschlossen. Nicht selten ist etwas in Rechnung gebracht, was der Reisende nicht erhalten, nicht genossen hat. Hat man die Absicht, früh am Morgen abzureisen, so lasse man sich die Rechnung am Abend vorher geben, dann hat man Zeit und Ruhe genug, sie zu prüfen und richtig stellen zu lassen.

Personen, die selten reisen, glauben oft, daß ihnen die Reise nicht gut thut, daß ihnen die Ruhe im Hause besser gethan hätte. Das ist nur ein Uebergangsstadium für jeden nur halbwegs gesunden Reisenden, das überwunden werden muß. Da müssen Humor und fester Wille helfend und lindernd eintreten. Jemand, der eine lange Gewohnheit plötzlich unterbricht, wird in seinem Blut- und Nervensystem aufgeregt, um so mehr, je ausgeprägter und pedantischer sein Gewohnheitsleben war. Das längere Verweilen in frischer Luft, die ungewohnte Bewegung, der Verkehr mit fremden Personen, die neuen Erscheinungen, kurz, alles regt auf, ermüdet vielleicht. Wen es aber ärgert oder zornig macht, der ist krank, der hat zum mindesten keine Festtagsstimmung, die so leicht über alle kleine Verdrießlichkeiten hinweghilft. Aber was bei solchen schlechten Reisenden die Festtagsstimmung nicht gleich thut, das besorgt nach kurzer Zeit die Gewohnheit. Diese sorgt schon dafür, daß ein nur halbwegs ernster Reisender auch bald Freude und Vergnügen am Reisen findet. Wer es freilich nicht versteht, in die Kunst des Reisens einzudringen, für den wird sich allerdings der Jungbrunnen der körperlichen und geistigen Erholung und Stärkung kaum öffnen, mag er noch so viel über Zeit oder Geld verfügen. Der Humor ist auf der Reise wichtiger als der Geldbeutel, das ist auch ein Glück für die Gesamtheit. Dem der Humor fehlt, wer die Kunst des Reisens nicht versteht, der wird sich überall ärgern, am Rhein über die teuern Gasthöfe, in der Schweiz über die Engländer, in Italien über die schmutzigen und zudringlichen Bettler, in Spanien über die schlechten Eisenbahnen. Der Humorlose wird überall das Schlechte sehen und das Angenehme und Schöne übersäuen. Wer aber die Kunst des Reisens versteht, macht es ohne Anstrengung, fast instinktmäßig, umgekehrt. Der Alltag und die Gewohnheit bleibt hinter ihm, seine Seele spannt sich weit aus und es kommt ihm vor, als wäre die Welt auch heute so voll Wunder wie in Urbäter- und Märchenzeiten.

### Die alte Fran.

Skizze von E. Bely.

Eine Gartenwohnung in Berlin S.-W., drei Treppen hoch. Das „Derling“ auf dem einfachen Schilde stand früher vor höher bezahlten Stockwerken, als der Geheimrat seine Gattin noch nicht als Witwe zurückgelassen hatte. Fran Luise beugt den weißgewordenen Kopf über eine Stickerie. Duzende von Küstentischen fängt sie so an für eine große Firma. Man kann gut bei der Arbeit zurückdenken. Am liebsten an die Mädchenzeit, in der sie vornehm mit den Eltern in dem alten Welfenschloße auf dem Berge wohnte, dem das Landstädtchen zu Füßen lag. Ihr Vater war als Amtmann die höchste Gerichtsperson. Und Viktor war Referendar, sie verlobten sich sehr früh. Ach, was war es doch

\*) Unsere Erzbischöfe Köln zählt allein 882 Pfarreien, in denen ca. 1800 Weltpriester (außer 142 Ordenspriestern) thätig sind.

noch für eine schöne Welt, als ein Professor mit sechshundert Thalern vertrauensvoll heiraten konnte! Lieber Himmel, das Best, in das sie dann kamen, und die Wohnung! Schneeweisse Balken konnte man mit der erhobenen Hand erreichen. Und sie waren doch so glücklich. Ihr Vetter wurde dort geboren, ihr Elwin! Und der wurde zum „verschollenen Sohn“ — was haben sie dann durchmachen müssen! Alt und krank hat es den Mann gemacht.

Wirklich, da tanzt ein Sonnenstrahl über ihre Arbeit. Will der sie hinaus locken? Nein, ihre Erna muß ja auch den Sonnenschein durch die Fenster lachen seh'n, und kann nicht hinaus — wenn er überhaupt in den Hof des riesigen Bau's kommt, wo sie auf dem Bureau arbeitet als auswärtige Korrespondentin. Eine einträgliche, gute Stellung, sie ist stolz auf ihr braves Mädchen, das so frühzeitig tapfer auf eigenen Füßen steht. Und lange wird's auch nicht mehr dauern, dann heiratet sie. Sie selber wird eben stücken, so lange sie kann, und an ihren Zweiten Briefe schreiben und auf seine spärlichen Nachrichten warten. Sie hat ihn ja fortziehen lassen müssen, in das Land, das sie sich immer nach Schubart's Kaplied mit dem Soldatenabschied ausmalt: „Wir sollen über Land und Meer. In's heiße Afrika.“

„Rot-Gold! hm!“ eine andere Stimme, als die eigene hört sie bis Mitternacht nicht. Erna geht gleich vom Bureau aus zum Polterabend einer Freundin. Muß sogar in einem lebenden Bilde steh'n in griechischer Kleidung. Schade, daß sie ihr schönes Kind nicht sehen kann. Sie hat abgelehnt — „zu alt!“

Es klingelt. Ein ganz scharfer Ruck. Dann eine Stimme: „Sie selber, gnädige Frau?“

Sie knixt etwas altmodisch dem Freunde des Doktors Wilfram entgegen. „Bitte, treten Sie näher!“

„Küß die Hand, gnädige Frau! Wie steht's Befinden und von dem gnädigen Fräulein? Ja, die ist eine Starke, eine Selbstwillige!“

Er ist sehr beweglich, dunkel, elegant gekleidet.

„Schönes Wetter,“ sagt Frau Luise, die nicht recht weiß, was sie aus diesem, sie störenden Besuche machen soll. „Solch warmer Herbst thut wohl!“ und ihr feines Lächeln — „vor allem uns alten Leuten!“

„Frau Geheimrat haben eine schöne Aussicht hier!“

„Nun —“

„Ganz moderne Motive! Diese gestreckten Linien der Dächer und die geraden, hohen Fabrikfornsteine. Einer unserer neuen Maler würde entzückt sein!“

„Ja, ja, früher, wissen Sie, Herr von Mikuliz, hielt man Gottes freie Natur immer für den schönsten Aussichtspunkt.“ Er ist ihr absolut unsympathisch, sein harter ungarischer Accent, seine Unruhe, das Lächeln und Blinzeln und Zucken der kleinen Augen. Doktor Wilfram hat ihn einmal mitgebracht.

„Gnädiges Fräulein natürlich fleißig. Auch so ein modernes Mädchen mit dem Wunsch nach Freiheit und Selbständigkeit!“

„Ja —“ sie hüpfelt leicht. „Modern ist das ja wohl — weil es so sein muß. Zu meiner Zeit — wer hätte sich da träumen lassen, daß die Frauen und Mädchen für sich selber sorgen sollten. Man — wartete eben auf die Versorgung, geduldig, ohne Ansprüche. Doktor Wilfram hat wohl viel zu thun? Er war lange nicht hier —“ etwas zögernd, „was man so nennen kann in Bezug auf seine Stellung zu uns.“ Sie hüpfelt leise und ein fast verschämtes Rot steigt in ihr feines Gesicht.

„So? schau'n! Ja — das mag halt schon sein!“ stößt Herr von Mikuliz hervor. Und dann ein Seufzer. „Was Unserer ist, so ein Bankier! Ach, gnädige Frau! Die Heh-

die Aufregung, die Sorge! Schon nimmer zum Anshalten! Auf Ehre!“

Er verdreht die kleinen, schwarzen, stechenden Augen.

Die Matrone nickt. „Es ist schwer, wer in diesen Zeiten durch will!“

„Aber freilich! Aber gewiß! schau'n's, das wollt' ich ja demonstrieren, oder illustrieren auch, Frau Geheimrätin. Unserer! Man hat schon was, will aber mehr, muß mehr haben. Will doch voran. So ein steppelchase! Na und erst der Rudi Wilfram — Armenpraxis! Das schafft ja nit viel! Der arme Kerl!“

Und der kleine Mensch giebt sich einen Ruck mit samt seinem Stuhl und ist ihr näher.

„Herr von Mikuliz!“

„So ein wahrer Freund, wie ich — dem ist doch kein Wind vorzumachen. Erst hat er's versucht — ganz beharrlich. Rudi, hab Dich nit, hab ich dann gesagt. Sei ehrlich — Du bist doch so unglücklich, wie die Spree tief ist. Und da hat er geschwiegen, mäuschenstill — gnädige Frau! Das war mir grad genug!“

Sie schüttelt den Kopf, atmet hörbar und sagt dann wie kraftlos: „Unglücklich? Spreetief? Wollen Sie mir das nicht erklären?“

„Bin ja mitten drin! Kassenarzt! Was ist denn da schon dran? Und die paar Leut nebenher. So wird man kein großer Doktor, macht keine Carrière!“

Die Frau sieht ihn an — ihre Gedanken und bei dem einen Wort stehen geblieben: unglücklich.

„Dr. Wilfram,“ erwidert sie mit leiser Stimme, „hat gegen uns nie — nie — er setzte doch sein ganzes Lebensglück auf eine Karte — so sagte er — und die hieß Erna. Bescheiden, beide, aber endlich doch einmal zusammen!“

„Er ist ja ein famoser Mensch, aber so unpraktisch. Zu einer großen Carrière nämlich, daß man Assistenz-Arzt von einer Autorität auf medizinischem Gebiet wird und eine richtige Heirat bringt Manches. Entweder die Tochter eines Arztes mit der großen Praxis und großem Vermögen, oder — eine Millionärin.“

Pause; Mikuliz richtet sich auf und sieht die weißhaarige Frau an. Sie antwortet fast heiter: „Ja, mein Herr, von all' dem hat Doktor Wilfram nun freilich das Gegenstück gethan.“

Mikuliz beugt sich wieder vor.

„Er hatte sich über Hals und Kopf in Fräulein Erna verliebt. So schön, so brav! so eigenartig, wie sie ist. Bitt schön, wer kann ihm daraus einen Vorwurf machen? Wer wird sich nicht in Fräulein Erna verlieben? Und die Charakterstärke, sich zu rechter Zeit bei dem Halsstragen zu nehmen und zu schütteln und zu sagen: „Du bist aber geschickt, Mannerl, die hat er eben nit gehabt.“

Die Augen, die ihn so groß und weit ansehen, vermeidet er. Er zieht den zweiten Handschuh von den Fingern und schlägt damit gegen sein Knie — patz! patz! „Und die gute Familie! Und wertgeschätzt, das Mädchen mit den modernen Ideen, daß sich die Frau selber durchhelfen soll. Sehr respektabel! äußerst respektabel! Er wird's zwingen, sagt er, wie so'n moderner Siegfried, daß sie zusammenkommen. Alles ehrlich gemeint! Gewiß! Aber — die Zeit, die das erfordert und die Kraft und den Lebensmut! Schauen Sie bloß, verehrteste Frau Geheimrätin! Da verzehrt sich denn einer in seinem Unmut und ist um seine besten Jahre und Stunden.“

In die blauen Frauenaugen kommt ein dunkler Schein.

„Und er hat Sie beauftragt, das zu sagen? Mir?“

Der Bewegliche bleibt stehen.

„Just nit so — so genau. Aber, ich bin

doch sein bester Freund! Wenn ich für Dich was thun kann, habe ich gesagt. So — sondieren! so — andeuten? Und da ist mir der Gedanke gekommen, zu Ihnen zu gehen, Frau Geheimrätin und mit Ihnen zu reden. Ehrlich und offen!“ Sie hält sich aufrecht, nur ihre Finger graben sich tief in die Polsterlehne des Sessels.

„Verstanden werden mich die Gnädige haben. Was besser ist für beide Teile, werden Sie ja auch einsehen! Viel Gepäck kann Einer heutzutage nicht tragen, der seinen Lebensweg frisch gehen will. Und wenn's not thut, so'll man lieber — die Aerzte schneiden ja so viel — kurz ab! Geschluchzt hat er, der arme Kerl und ich hab' gesagt: Ich bin Dein Freund! ich geh' zu der Frau Geheimrat! Eine kluge, eine gute und sehr vornehme Frau. Die kennt die Welt und das Leben. Die wird's einsehen!“

„Und dann?“

„Dann hab' ich ihm geraten, daß er dem gnädigen Fräulein schreibt!“

„Und dann?“

„Wie meinen?“

„Ihre weiteren Pläne und Aufträge?“

„Wie belieben? Ach so? Ja — Gnädigste —“

„Das Angebot ist größer, als die Nachfrage, nicht wahr, Herr von Mikuliz? Und der Dokortitel wird schon bezahlt —“

„Ich sag's ja, Frau Geheimrat kennen die Welt halt so wie sie ist!“

Stille. Nur das Ticken der Uhr.

„Soll ich dem armen Rudi etwas sagen?“

„Nichts!“

„Küß die Hand, mein Kompliment an das gnädige Fräulein. Sie ist so schön!“ Sie sieht seine Hand nicht. Ein paar Schritte macht sie mechanisch neben ihm her.

„Servus! Frau Geheimrat!“

Die Thür fällt ins Schloß. Der Schritt verklirrt draußen. Eine Dampfseife tönt. Eine Glocke läutet. Sie sitzt in der Sofaecke, die Hände im Schooß. Sie sind so bleischwer. Dann wieder ein Klingelzug. Ein Brief. „Vom Jungen in Afrika?“ murmelt sie. Nein! an Erna. Langsam kommt sie zurück und legt ihn auf den Tisch. Sie muß — was muß sie nur ersinnen?

An der Kante streicht sie entlang und berührt dabei den Brief. Er fällt zu Boden und sie hebt ihn auf. Dadrin steht's — sie weiß es. Mit einem Ruck reißt sie den Umschlag ab und liest: „Vermunst! so ist das Leben! besser für Dich und mich —“, sie liest es laut und dann wieder leise.

Den soll ihr armes Kind finden? Nein, so nicht! Er soll es ihr Auge in Auge sagen. Vor ihr soll er stehen, wie ein armer Sünder und Erna soll die schlankte Hand ausstrecken und ihm zurufen: Geh!

Sie faltet den Brief zusammen, schiebt ihn in den Umschlag, geht in das Schlafzimmer und kleidet sich um, mit aller Sorgfalt und Umständlichkeit.

Wilframs Sprechstunden werden vorbei sein. Dann wartet sie. So, den Vorplatz und den Handschlüssel. Nun die Treppe hinunter, über den Hof, durchs Vorderhaus. Den Brief hält sie in der Hand.

Der elektrische Wagen kommt und sie steigt ein, der Schaffner unterstützt sie, er bekommt sein Nickelstück mehr. Es ist schlechte Luft im Wagen und das dumme, bellommene Herz hämmert.

Ein Wigerl geht an ihr vorüber, ein Weib aus dem Volke zieht drei Kinder nach, mit schrillen Stimmen schreien sich gut angezogene Frauen etwas zu.

Nun ihre Haltestelle.

„Danke, danke!“ dem helfenden Schaffner, der das Fünfpennigstück mit einem „guten Abend“ quittiert.

Sie zieht die frischere Luft mit langer Atemzug ein, als sie auf dem Bürgersteig steht und schließt die Finger um das leise knisternde Papier.

Ein paar Schritte und sie muß wieder pausieren. Ja, zu leugnen ist das ja nun

mal nicht mit dem Herzleiden. Und dann hört sie plötzlich wie aus weiter Ferne Stimmen — die ihres Mannes, Elwins trostige Rufe, Edos Lachen, das Singen Ernas. — Wie hatte ihr Mann sein Töchterchen lieb! Wenn es einen Kummer hatte, dann tröstete er das Kind mit einem Volksliedchen aus seiner westfälischen Heimat:

„En Kuckuck up en Tüne satt,  
Da kam en Schur und he word natt.  
Da kam auch we'r en Sonnenschein,  
Nu sall he wol' we'r dröge sin!“

Mit der rechten Hand faßt sie nach dem Gesicht, den roten Nebel weg zu jagen, den dummen Schwindel! Da, solch ein jäher Stich! „wieder Sonnenschein!“

Ein Dienstmädchen schreit erschreckt auf, als ihr die Schwankende vor die Füße fällt.

Nun bleiben andere Vorübergehende stehen, zwei, drei, fünf, neun laufen über den Fahrdamm.

„Was is passiert?“

„Wat giebt's denn?“

Es bildet sich ein Kreis um die Daliegende.

„Ne Ohnmacht — ne, weiter nichts!“

„Wos en Wisken Wasser!“

Da kommt ein schwerfälliger Droschkentischer heran. „Drüben is doch ne Unfallstation!“

Helfende Hände, die sie tragen. Auf der Schwelle des Hauses treten ein Schuhmann und der Wache habende Arzt der Gruppe entgegen.

„So, bitte, dahin legen.“

Und wie sich der Arzt über die Bewußtlose beugt, wird er selber blaß. „Ich kenne die Dame,“ sagt er, „Frau Geheimrätin Derling ist es.“

„Det jenügt,“ meint der Schuhmann.

Und in dem mit Karbolgeruch angefüllten Gemach setzt der Arzt die Belebungsversuche lange und sorgsam fort.

„So ne alte, nette Frau!“ meint der Heilgehülfe.

Aber in das blasse wehmütige Gesicht kommt kein Blutstropfen zurück; kein Schlag belebt das Herz wieder, trotz aller Mühe und Sorgfalt.

Der stätliche Arzt giebt endlich mit erlöschender Stimme die Todesurkunde an: „Herzschlag.“

„Nicht aus, als hat sie im letzten Augenblick gelacht,“ meint der Heilgehülfe.

„An' wohin soll'n wir ihr schaffen?“ fragt der Schuhmann, die Hände auf dem breiten Rücken. „Ins Schauhaus?“

„In ihre Wohnung; ich begleite sie, ich bin ein Freund des Hauses. Ich will — er atmet schwer — die Familie vorbereiten.“

Der Beamte macht Notizen.

„Sorgen Sie für den Transportwagen und telephonieren Sie nach Erfah für mich!“

„Sehr wohl, Herr Doktor!“

Mit schweren Schritten geht er hinaus; der Gehülfe hat in einem Hinterraum zu thun, Wilfram ist allein mit Ernas toter Mutter. Er hat vorhin einen Brief aus ihren Fingern gelöst. Seinen! Und er weiß alles!

„Herr Doktor, nu is parat — wohin nu?“ fragt der Schuhmann.

Wilfram sagt die Adresse, hält die beiden Schlüssel, nimmt Rock und Hut und dann wird sie sorgsam in den Krankenwagen getragen, und neben ihr sitzend, durchfährt er die volkreichen Straßen.

Dann hält der Wagen. Leer der Flur, der Hof, die Treppen.

Ein Dienstmädchen schmettert aus der Küche ein schrilles Lied in den Hofraum hinab:

„Was nützt mir ein Rosengarten,  
Wenn And're drin wazieren gehn!“

und ein Säugling weint kläglich hinter einem Kellerfenster. Der Doktor schließt auf und zündet ein Wachlicht an, dann ein paar Leuchter. „Auf ihr Bett,“ sagt er flüsternd.

Und endlich gehn die Andern und er bleibt allein, im Vorderzimmer — Erna erwartend.

Wie lange? er hat nicht acht gegeben im Anstrich aller Gedanken. Und dann — er weiß, sie kommt jetzt, er fühlt es, eh' sie leise den Drücker in die Thür schieben kann, steht er draußen.

Sie hat den Mantel über dem Gesellschaftskleid zurückgeschlagen, beim Steigen ist ihr heiß geworden.

„Du?“ fragt sie und sieht ihn erstaunt an.

„Mutter — war nicht wohl —“

„Um Gotteswillen! laß mich —“

Er zieht sie leise in den Vorplatz.

„Jetzt schläft sie; jetzt nicht.“

Sie zittert, umklammert seinen Arm. „Ein Unglück?“

„Sie schläft, ganz fest. Wir können sie nicht mehr wecken. Aber, Erna, wir tragen den Schmerz gemeinsam —“

Sie schreit auf und stürzt nach der Thür, und er folgt ihr und er weiß, nun ist sie versöhnt, die alte Frau.

### Das Unglücksbouquet.

Sumoreske von Julius Anhalt.

„Meine Herren, ich denke wir gehen jetzt; länger können wir nicht warten.“

Der Herr Dirigent des Gesang-Vereins sagte es in bitterböser Laune, und die Mitglieder seines Vereins in Frack und Cylinder formierten sich vor dem Vereinslokal zum Zuge; es galt dem Herrn Kalkulator, einem aktiven Sänger, zu seinem heutigen Wiegenfest ein Ständchen zu bringen.

Zur weiteren Verherrlichung des Tages, der vor nunmehr so und so viel Jahren dem Verein und der Welt einen biedereren Sangesbruder geschenkt, war ein Bouquet bei dem Kunst- und Handelsgärtner des Städtchens bestellt worden, das mit einer schwungvollen Rede dem Geburtstagskind überreicht werden sollte.

Punkt sieben Uhr früh sollte es im Vereinslokal sein; im feierlichen Zuge sollte die duftende Geburtstagspende ihrem Ziele zugeführt werden.

Herr des Himmels, es war nun schon ein Viertel nach sieben, halb acht, schließlich sogar drei Viertel acht Uhr geworden, und das Bouquet war noch immer nicht zur Stelle.

Die Sache fing an, fatal zu werden; denn fatal wird jede Programmänderung, vor allem, wenn sie gelegentlich einer Veranstaltung schon am frühen Morgen ihren Anfang nimmt.

Die Wartezeit war also um, der Herr Dirigent machte notgedrungen zum Aufbruch, und ohne Bouquet ging es in geschlossenem Zuge vor das Haus des Geburtstagskindes.

Die Aufstellung war erfolgt... erster Tenor, zweiter Tenor, erster Bass, zweiter Bass!

Und harmonisch Klang der Morgengruß durch die Morgenluft: „Wir grüßen Dich mit Herz und Hand, Dich, Bruder, treu und wahr, Es bleibe diese schöne Hand so heft, so immerdar.“

Glücklicherweise hatte das Lied acht Strophen und jede dieser acht Strophen acht Verszeilen — vorstehend sind der Kürze halber nur vier angeführt —, so daß der Herr Dirigent Zeit zum Hoffen hatte, das Bouquet werde inzwischen doch noch zur Stelle kommen; denn im Vereinslokal war die strikte Weisung hinterlassen worden, den Jungen, der das Bouquet etwa bringen würde, schnellstens nachzujagen.

Minute auf Minute entschwand, die siebente Strophe war verklungen... das Geburtstagskind schaute gerade dankbar lächelnd aus dem Parterre-Fenster, die Situation war zur Bouquet-Ueberreichung wie geschaffen.

Die achte Strophe nahte hier ihrem Ende — da, o Glück, erschien im letzten entscheidenden Moment ein Knabe mit dem riesengroßen Blumenstrauß in Sicht.

Der letzte Akkord veranschte, der Dirigent trat vor, streckte seine Rechte zur Empfangnahme des Bouquets dem eilends daherkommenden Jungen entgegen und begann mit seiner schwungvollen Rede, an deren Eingang die Worte gewählt waren:

Treuer Freund: Des Liederes Gruß bringe,

Nimm noch diesen Blumenstrauß jetzt hin, Im Gefühl der Erinnerungen.

Wird der Strauß noch lange Jahre blühen!

Doch, der vermaledeite Bengel hatte dem Herrn Redner den Strauß nicht gereicht, war vielmehr schnurstraks an das Fenster geeilt und hatte ihn dem Geburtstagskind selbst übergeben mit den Worten: „Schönen Gruß von der Frau Wirtin zum „Frühen Trunk“, das Geburtstagskind möge recht lange leben und recht lange noch trinken!“

Der Knabe hatte sich seines Auftrages entledigt und war dann, ein reiches Trinkgeld einheimend, lustig davongesprungen.

Fatal, überaus fatal.

Wer könnte das Peinliche einer solchen Situation sich nicht mit den rechten Farben zusammenstellen, wo alle Spigen der Verlegenheit zusammenwirken?

Noch einmal setzte der Dirigent zu seiner Rede an... das Bouquet kam nicht.

Wohl oder übel mußte es eben „ohne“ gehen, und als die Herren dann im Festzimmer das übliche Gläschen Wein schlürften, gab der Herr Dirigent dem Geburtstagskind die Aufklärung über das unliebsame Vorkommnis, daß das Bouquet rechtzeitig bestellt worden, unbegreiflicherweise aber noch nicht abgeliefert sei.

Das konnte nun allerdings nicht hindern, daß die Fröhlichkeit Triumphe feierte.

Da auf einmal öffnete sich weit die Thür, und zwei Knaben brachten einen Blumentopf angeschleppt.

Wie von einer Tarantel gestochen, sprang der Herr Dirigent auf die Kinder zu, drängte sie mit ihrem Blumengruß zurück und wettete: „Jetzt hol Euch der Kuckuck! Schert Euch mit Euren Blumen dahin, woher Ihr gekommen seid. Nun brauchen wir den Plunder nicht mehr.“

Man hatte sich nämlich geeinigt, jetzt das Bouquet nicht mehr anzunehmen und einfach wo anders ein anderes zu bestellen, das heute Abend den Geburtstagsstich zieren sollte.

Schon nach wenigen Minuten aber erschien ein guter Freund des Geburtstagskindes, um, wie er sagte, sich persönlich zu erkundigen, ob hier noch alles geitig normal sei; denn daß man sein Geburtstagsgeschenk so mir nichts, dir nichts zur Thüre hinaus expediere, schien ihm nicht leicht begreiflich.

Der Herr Dirigent drückte sich... ihm wurde der Boden jetzt doch zu heiß unter den Füßen.

Unter allgemeinem Gelächter löste sich das Mißverständnis auf, die Fröhlichkeit stieg immer mehr und mehr, als, wie ein gehehertes Bild, der Herr Dirigent mit dem eigentlichen Blumenstrauß des Gesangvereins ins Zimmer stürzte; denn das Bouquet war ohne jegliche Bemerkung von einem sonst unbekanntem Knaben bei der Frau des Hauses für den Herrn Dirigenten abgeliefert worden. Und die gute Frau in ihrem Eierjuchstau-mel vermutete etwas ganz Besonderes in dem „Dings mit den rosanen Bändern“ und hatte vor kaum einer Minute „Bouquet“ und Satten zur Thür hinausgeworfen.

„Ein reines Unglücks-Bouquet“, fluchte der Herr Dirigent, den Schweiß sich von der Stirne wischend, denn noch stand die schwerste Arbeit vor ihm: die Aufklärungsgeschichte zu Hause! Er nahm einen herzhaften Schluck.

„Meine Herren, ich denke, ich gehe jetzt,“ entschuldigte er sich jedoch flugs und... ging.

### Andeutungen aus voriger Nummer:

Pyramidenrätsel: Senkrechte Mittelreihe: Norma, Wagerichte Reihen: R, Rom, Meran, Palmyra, Stavanger.

Dreißilbige Charade: Rübezöhl.

Füllrätsel: Rad, Rom, Jes, Bom, Bor, Met, Nur, Agr.

Zweißilbige Charade: Bundschuh.

Magisches Quadrat: Ares, Rose, Gel, Selb.

Magisches Dreieck: Rhodes, Homer, Oman,

Den, Er, S.